

# Geheimnisse Berlins.

Roman von Louise Westkirch.

(10. Fortsetzung.)

Etwas Kaltes wehte ihn an aus der frühlingstrunkenen Erde, aus den Myriaden kurzlebiger Blumen, deren abgefallene Blättchen wie eine Schneeschicht die Wege bedeckten. Aus dem Lieb der Drosseln und Stare klang ihm die Vergänglichkeits. Sie selbst an seiner Seite, war sie nicht eine große Frühlingblume, in gefunder Kraft aufgeschossen, mit ihrer Schönheit die Augen der Menschen erfreuend, unbewußt und ohne Grubeln den Friede erfüllend, zu dem eine unbekannte Macht sie an's Licht geschickt hatte? Wie würde sie sich gebärden, wenn ein verbrechlicher Thor sie vom Stengel riß? Ihm in der Hand verdorren? Oder erst recht aufblühen zu kurzr., unerschämter und unfruchtbarer Schönheit?

Eins war sicher: pflücken würde er sie! — Blut für Blut, Greuel für Greuel, Qual für Qual! Und die Wunderblume auf dem Hut geteilt als frischen Bruch nach Jägerbrauch beim Salak!

Da schrak er auf. Aerolitha hatte leicht seinen Arm berührt. Ihre andere Hand deutete vorwärts.

„Was thun all diese Leute dort?“ Er wußte es nicht. Ein Knäuel Menschen, wie es in der Großstadt stündlich sich zusammenballt, war vor ihnen.

„Ein Betrunkener wahrscheinlich, ein gestürztes Pferd, ein verlaufener Hund.“

„Nein! nein! nein!“ Sie stand im Wagen. „Ein Mensch liegt auf der Bank! — Sehen Sie! Sehen Sie doch! — O, bitte, fagen Sie dem Kutscher, daß er hält.“

„Aber liebes Fräulein! warum sollen wir die Schaar der Gassen um zwei vermehren? Wir können doch nicht helfen.“

Sie antwortete nicht. Ihre weit-sichtigen Augen tauchten in den Knäuel und plötzlich schrie sie auf: „Kutscher! Halten! Auf der Stelle halten!“

Sie nahm sich nicht Zeit zu einer Erklärung. Ehe der Wagen völlig stand, sprang sie hinaus, brach sich Bahn durch die Menge.

Widerwillig folgte Wicelius. Er erkannte jetzt auch den jungen Mann, der auf der Bank bewußtlos lagerte. Zum zweitenmal kreuzte er seinen Weg. Einer von denen, die die Straße nicht gehen wollen, auf die das Schicksal sie führt, und die deshalb der blauen Flecke viel an ihrem Kleid davontragen. Und der, der — er blühte unglücklich in Aerolithas leibenschaftlich bewogtes Gesicht — der war sein Rivale! — Lächerlich und abseulisch.

Als Rob Werner aus Kusemanns Keller entkommen war, hatte er sich nicht überwinden können, zu Will zurückzukehren. Die Schreden der furchtbaren Nacht trennten ihn von seinem einsigen Schuttmateraden, nicht sie allein, mehr noch sein innerstes Wesen. Er war kein Raubthier. Ein Plätschen auf der grauen Erde zwischen anderen frieblich weidenden Geschöpfen, mehr begehrte er nicht, und das hoffte er endlich zu finden. So rannte er wieder und suchte Arbeit, rannte, suchte, bis Hunger und Erschöpfung ihn hinterwärts, unerwartet niederwarfen auf dieser Bank, auf der er ein paar Augenblicke zu rasten gedachte.

Aerolitha war vorgebrungen, sah sie seinen Arm, schüttelte ihn. „Herr Werner! o, Herr Werner! Sie sind's. Was machen Sie hier? Sind Sie krank? Herr Werner! Antworten Sie!“

Die Stimme schlug an sein fast geschwundenes Bewußtsein. Er bewegte den Kopf, öffnete die Augen. Ein Strahl von Verständnis, von Erleuchten trat in seinen Blick. Gewaltigam versuchte er, sich aufzurichten, faul aber wieder in sich zusammen.

„Herr Werner, wo wohnen Sie? Wir bringen Sie zu Haus. Nicht wahr, Herr Doktor, wir bringen ihn zu Haus? O, er ist farr, farr krank.“

Rob schüttelte den Kopf. „Nur schwach.“

Die Worte kamen wie ein Hauch, von seinen Lippen.

Aerolitha verstand sie doch. „Ist denn Niemand hier, der ein Glas Wein bringt? Bitte, bitte, Herr Doktor! Dort ist ein Haus. Holen Sie.“

Wicelius ging geforsam. Unter dessen war ein Schuymann herangekommen.

„Kennen Sie den Menschen, Fräulein?“

„Er heißt Robert Werner. Ein junger Schloffer. Ja, ich kenne ihn.“

„Dorf ich um Ihren eigenen Namen bitten?“

Annie Ruggby, Miß Aerolitha, von das Apollotheater. Ich wohne bei Frau Wintermeier, Zehenderstraße 5. Bitte, helfen Sie uns den jungen Mann in unseren Wagen bringen. Wir fahren ihn nach seine Wohnung.“

Der Schuymann betrachtete Robs vertragenen, schätigen Anzug, legte ihm die Hand auf die Schulter und schrie ihm in's Ohr: „He! Sie! — Wo wohnen Sie?“

Erstodren riß Rob die Augen auf.

Zu dem Gefühl seines körperlichen Elends gesellte sich die Scham vor Aerolitha. Er schwieg.

Mit dem feinen Verständnis bereit, die selbst gedart haben, verstand sie sofort.

„Lassen Sie sein, Herr Wachtmeister. Es kommt mir darauf an, wo er wohnt. Ich neh' ihn mit zu mein' Wirtin. Die hat noch ein Zimmer. Ich sorg' für ihn.“

„Sie, Fräulein?“ Der Schuymann zog die Brauen in die Höhe. Ein leichtes Räunen und Klackern ging durch die Reihen.

Eben kehrte Wicelius zurück, gefolgt von einem Diener, der auf einem Tischtel ein Glas Wein und Zwiebade brachte. Er gab dem Beamten seine Karte.

„Bitte, sorgen Sie dafür, daß wir freie Bahn bis zum Wagen bekommen. Ich übernehme im Namen der Dame die Sorge für den jungen Menschen.“

Die elegante, ein wenig unverschämte Schneidigkeit in Erscheinung und Auftreten des Doktors machte die halblauten, schlechten Witze verstummen. Der Polizist legte die Hand an den Helm und schlug die Haden zusammen. Man kannte den jungen Wachtmeister.

„Bitte, die Herrschaften! Weitergehen.“

Aerolitha hatte das Glas dem Erschöpferten an die Lippen gesetzt. Sie tauchte einen Zwieback in das Weinglas und schob ihn ihm zwischen die Zähne, unbekümmert um die Menschen um sie her. Aber Wicelius fühlte sich geniert. Er winkte dem Kutscher, vorzufahren.

„Wenn Sie gehen können, kommen Sie,“ sagte er kurz zu Werner.

Der Schuymann half dem Tausmelnden. Wicelius befehligte sich nicht. Er hielt auch Aerolitha zurück mit scheinbar leichtem, doch festem Griff.

„Wir haben lang genug ein Schauspiel gegeben.“

„O, ich hab' Zuschauer alle Abend. Das macht mir oar nix.“

„Und was meinen Sie wohl, daß alle diese Leute jetzt von Ihnen glauben?“

„Ich mein' gar nix. Ich den' gar nicht an die Leute.“ Sie mögen glauben, was sie wollen. Ich bin nur froh, daß wir hierhergekommen sind. Sie müssen wissen, Herr Werner hat mir beigestanden, als mein' arme Großmutter im Sterben lag; eine schreckliche Nacht! Und kein Arzt zu bekommen. Aber er hat ihr das Sterben leicht gemacht. Nun freu' ich mich farr, daß ich ihm auch nützlich sein kann und bin Ihnen farr, farr dankbar, daß Sie uns Ihren Wagen geben.“

Rob sah neben Aerolitha auf dem Bordsteif, Wicelius auf dem schmalen Rappstief ihnen gegenüber. Und sie plauderte zu Rob, der durch den Wein zum vollen Bewußtsein seiner Lage aufgerüttelt, stumm und finsternschweig in Scham und Troß.

„Ich bin so glücklich, daß wir Sie gefunden haben, Herr Werner! Und nun müssen Sie fröhlich sein. Wie pflegen Sie gesund. Die Frau Wintermeier, das ist mein' Wirtin, tocht Ihnen was Gutes. Das versteht sie. Sind Sie schon lange krank?“

„Ich bin krank gewesen,“ sagte Rob leise. „Jetzt war ich nur.“ Er hatte fagen wollen: hungriq. Aber vor dem fremden, eleganten Mann in Aerolithas Gesellschaft brachte er das Geständnis seines Elends nicht über die Lippen.

„O, Sie sind krank gewesen?“ rief sie lebhaft. „Darum hab' ich Sie auch gar nie und nie wiedergesehen, nicht auf der Strah' und nicht im Theater, wenn ich aufgetreten bin. Ich war ganz böse, wirklich!“ — Sie sind niemals dort gewesen, wie?“

Er schüttelte traurig den Kopf. „Ich hab' lange gelegen und nachher — nachher ist es mir auch nicht gut gegangen.“

„Aber jetzt wird es Ihnen farr gut gehen,“ tröstete sie fröhlich. „Jetzt sorg' ich für Sie! und ich hab' immer Glück.“

Da hielten sie vor Nummer 5. Aerolitha stützte Rob. Strahlend sprach sie über die Schulter zurück zu Wicelius:

„D, es war farr gut, daß Sie mich mitgenommen haben, Herr Doktor. Ich dank' Ihnen so farr dafür.“ Sie forderte ihn nicht auf, mit hinaus zu kommen. Sie dachte nicht daran, ganz erfüllt von der Sorge um ihren wiedergefundenen Freund.

Düster sah Wicelius ihr nach. „Wie sie ihn liebt! — Aber noch weiß sie's nicht. Braucht sie's je zu erfahren? — Es giebt stärkere Reizungen als solch'scheue, junge Liebe. Verwirren, über-rumpeln, nehmen! — Dies kühlängige Wunder muß mein werden — soll' ich es sich selber stehlen.“

Er rief dem Kutscher zu: „Cofe Bauer.“

An einem Tisch saßen dort Nathanael und Franz Willemann beisammen. Sie hielten dem Eintretenden die Morgenblätter entgegen.

„Wissen Sie das Neueste, Doktor? Diese Nacht hat Polizeikommissar:

Schuchardt in der Göligerstraße ein vornehmes Spielernest ausgenommen. Die Zeitung nennt keine Namen. Der Club soll aber keine Mitglieder aus recht hohen Kreisen rekrutieren.“

„Man sagt, es sei im Rheinsberger Hof“ gewesen,“ fügte Nathanael hinzu. „Da vertehr' ich gelegentlich. Und keinen Schimmer. Man ist immer noch zu naiv.“

Wicelius durchflog den Artikel. „Nun sage noch einer, daß die Berliner Polizei nicht findig sei!“

11.

Frau Wintermeier deckte den Tisch. „Gehtlich soll' ich heut' bei 'n Kommerzrath Hinterstinn tochen gehen. Aber nee! Wenn meine einzigte Schwester Verlobung feiert, denn kann mich das teener an Sinn sein. Herr Kommerzrath, hab' ich jesagt, es is mich leed, aber zum ersten Juni bin ich versagt. Ich toch' in der Familie, hab' ich jesagt. Alles was wahr is. Warum soll unseins nich ooch mal die dahn? — Un wenn dein Mann ert' seine Freunde einlädt, denn, denn tomm' ich bei euch tochen, hörte woll'?“

„Noch ein Teller, Dora.“

„Ach so, vor dein hochnagiges Fräulein. Muß denn die da partout mang sein?“

„Miß Aerolitha is 'n jutes Mädchen. Ich weiß nich, wat du jehen ihr hast.“

„Ich kann den Bierasser nich leiden. Schulze schmiß ihr neulich ooch so 'n tomsichs Bild hin.“

Die Wintermeier lachte. „Ach, uf die Manier! Na, bede du man. Se tommi ja höchstens uf 'n Sprung. Hat doch Dienst! An der Ede kann Willemann's Hanne sitzen.“

„In biesten Hasenidjesohn is det ja mit deiner Verlobung. Ich muß mich noch immer wundern, daß Frau Willemann dich stantepe hat jehen lassen.“

Dora zupfte vor dem Spiegel an den Stirnlocken, die sie über ihrer Entenschnabelnase und der niederen Vogelstirn wie eine stuppige Federbolle sträubten.

„Ja, siehste, mein Zukünftiger that ihr doch mächtig imponieren. Wie sie hörte, det id zu meinem Schwager bei Magdeburg hinreisen wollt, un dah det 'n Frundbesitzer is, da sagte sie ja keinen Ton mehr.“

„Hast du ihr Schulze vorjestelt?“

„Dat nu nich. Er sagt, es wär ihm schamerlich, als Bräutigam von ein' Dienstmädchen anzutreten. Da is er tomsich in der Schulze.“

„Det id' nich detjeste, Dora, jich mir schon die Adresse, wo id dir denn dein' Koffer nachschicken soll?“

„Ja, wart mal, Silberknopf schreibt sich Schulze sein Schwager. Un det jut heißt Treppin un liegt bei Magdeburg. Schulze kann dich' aufschreiben.“

Sie brach ab. Die Thürglocke ertönte. Frau Wintermeier ging hinaus. Dora, das Ohr an der Thür, hörte sie reden.

„Sie sind dat, Kamlah? — Ja, aber Mensch, un Jotes willen! Wat wollen Sie denn noch? — Die Dora sprechen? Hat sie Ihnen denn nich jeschrieben? Na also, denn jeben Se sich doch zufriednen. Ja, ja, ja! Dah Sie ein braver, rechtichaffner Mensch sind, das bestreit' Ijnen ja keiner. Aber det jeben Se doch, dat ein Mädchen wie meine Schwester höhere Ansprüche machen kann, als ein Fabrikier. Un wenn Se bei Mädchen jern haben, denn müssen Se ihm eben sein Bild jönnen.“

„Müd?“ wiederholte eine Stimme. „Lassen Sie mich herein, Frau Wintermeier! Die Dora is meine Braut jereisen. Ich will mit ihr sprechen, mit ihr selbst. Das is mein Recht! Mit 'n Wisch sah ich mir keinen Laufpaß nich jeben!“

„Jetzt trat Dora auf den Flur hinaus.“

„Nu also, da bin id, Kamlah. Nu legen Sie los.“

Er stand verlegen, verwirrt. Ein knochiger, blonder Mensch war's mit einem ehrlich ernsten Gesicht.

„Dora, ich möcht' ja man kloß wissen, ob das wahr is, ob du wirklich —“

„Ich verlobe mich heut' mit Herrn Rentier Schulze, det is die Wahrheit.“ Dora steckte die Hände in ihre Schürzentaschen. „Wünschen Sie sonst noch was?“

Kamloh sah sich an die Stirn. — „Nee, nee, nee! So fir mit 'n Kopp bin ich nie jereisen! — Jönn' mir schon Zeit. Ich find' mich ja nich zurecht. Zwei Jahre sind wir miteinander jesangen, un immer in Frieden un Einigkeit. Un was du mir jesagt hast, als wir von Hoppmeier's Garten heimkamen, was du mir jeschworen hast —“

„Jeschworen! Seien Sie so jut. En Mädchen, wenn 't mit einem tanzen geht, quatich woll mal Blech — rene-neg aus Höflichkeit. Aber wat ein Mann von Bildung is, der nimmt so wat nich weiter ernst.“

„Aber warum, warum nach zwei Jahren —?“

„Soll' id vielleicht noch zwei Jahre mit Ihnen rumloosen? Det könnt' mir nu schlecht passen.“

„Ich bin doch jekt Modellscher jeworden. Ich hab' eine feste Stellung bei der Bahn un jutes Auskommen un Pensionsberechtigung. Wir könnten auf der Stelle heiraten.“

„Nu is' zu spät. Nu heirat' id Schulze.“

„Weil er Jeld hat!“

„Dora judte die Achseln. „Wenn id mir jut betten kann, denn werden Sie mir' nicht veribeln, wenn id mir

für Ihre schönen Dogen nich schlecht bette. Un übrigens, Schulze jekällt mir.“

„Sehen Sie,“ sagte die Wintermeier. „Ich hab' Ihnen doch fleißig jesagt. Nu seien Sie vernünftig un halten Sie uns hier nich länger auf.“

Dora, durch deren Hirn eine Erinnerung aus einem Roman in Zehn-pfenniglieferungen schoß, richtete sich auf und streckte dem kalt gestellten Bewerber mit auswärts gedrehtem Ellbogen ihre fleischige Hand hin.

„Leben Sie wohl, Herr Kamlah. Es hat nich sein sollen. Aber wir scheiden ohne Feindschaft. Was mich anjehet, id wünsch' Ihnen det Allerbeste.“

Der Mann sah die Hand, und als er sie in der seinen hielt wie hundertmal während jählicher Blaubeerstunden am Gartenthor der Willemann'schen Villa oder „Unter den Zelten“ im Grundwald, sie warm und lebhaftig in seiner fühlte, während durch die offenkundige Stübentür der für einen anderen gedette Verlobungstisch sein Recht und seinen Schmerz verhöhrte, brachen der Horn und die Empörung, die in ihm tochten, mit elementarer Gewalt durch die Schwerfälligkeit seines Lebens.

Er schüttelte den Arm, den er hielt. „Wenn du mir een Wort jesagt hättest vor zwei Jahren, einen Ton, dat id dir nich recht wär! Wenn du det jesagt hättest vor drei Monaten! Aber nee! nee! nee! Hinhalten un schiltanirt mit Eiferlucht — un hinhalt' halten, hinhalt' halten, bis der Joldstich an der Angel faß — un denn, denn abjeshüttel! abjeshüttel! wie 'nen Hund mit 'nem Fuhrtritt —“

Dora schrie auf und rang ihren Arm los zu machen. Hüffe! Der wüthende Mensch bringt mich um!“

Frau Wintermeier kam von der Küche, wo sie nach ihrem Töpseln sah, erschrocken zurückstürzt.

Aber schon ließ Kamlah Dora's Arm fahren.

„Umbringen? Nee, det nich. Ich werde mir nich meine Hände schmutzig machen an so ener. Un mich selber? Da würde ich mich ert' recht schämen. So wie ich, so hat keiner auf der Welt dich jern jehat. Aber du bist ja so schlecht! so schlecht! Den' an mich, du wirts' bereuen. Du kriegt noch, was du verdienst —“

Er ging zur Thür. Im selben Augenblick öffnete sie sich und Aerolitha trat ein, gefolgt von Wicelius, den die Eifersucht hetzte.

Aerolitha sah das verstörte Gesicht des Scheidenden und begriff. „O, Herr Kamlah —“

Er antwortete nicht. Mit einem Kopfschütteln wehrte er, stolperte vorüber, hinaus.

Dora trat sogleich auf Wicelius zu, von dem sie die Willemann's manch hübsches Tringel bekommen hatte.

„Wollte mich jern von Herrn Doktor detabschieden. Ich reife heut' mit meinem Bräutigam zu unserm Schwager. Wenn wir denn wiederkommen, is jleich die Hochzeit.“

„Sie sind ja eine wahre Herzensbrecherin!“ scherzte Wicelius, während Aerolitha ohne ein Wort dem läppigen Mädchen den Rücken wendete. „Der arme Junge, der eben wegging, hat Sie wohl sehr lieb, wie?“

„Lieb haben tocht' nix. Der andere hat Mische. Ich bin aufjeklärt, Herr Doktor.“

„Ohne Mitleid, Erbarmen, Reue?“

„An die andern denken is 'n fauler Zauber, Herr Doktor. Jeder muß selbst jehen, wie er durchkommt.“

„Sie mit Herrn —?“

„Schulze jchreibt sich mein Bräutigam. Un er führt mich heut' Abend zu seinem Schwager, dem Herrn Silberknopf. Der hat ein ein mächtig jrohes Jut bei Magdeburg. Mit dem Rehnruzung reifen wir.“

„Viel Glück!“

„In verbindlichem Ton wurden die drei Worte gesprochen. Doch lag ein s lang darin, der Aerolitha veranlaßte, ihren Kopf zurück nach dem Sprechenden zu wenden.

„Herr Doktor Wicelius?“

„Sie befehlen?“

Er folgte ihr in ihr Stübchen und wunderte sich selbst über das Klopfen seines Herzens. Während sie Licht anzündete, betrachtete er sie in Angst, in Hoffnung, überlegend, wie er die Entscheidung herbeiführen könne, gleich auf der Stelle, ehe sie ihr Herz entbedte für den anderen.

„Wissen Sie wohl, Herr Doktor,“ sagte sie, „daß Sie mir Furcht gemacht haben, eben, wie Sie das Dora Glück wünschsten?“

„Furcht? Wieso denn?“

„Es klang so sonderbar! Ich konnt' dies Mädchen nicht Glück wünschsen. Der arme Mensch that mir zu leib.“

„Sind Sie eine so strenge Richterin?“

„Nein, id bin nicht streng, nicht für alles. Ich find', es wird vieles gestraft viel zu hart. Und dann wieder, das Schlimmste, was Menschen thun können, das straft Niemand.“

„Das wissen Sie?“

„Warum nicht id? Wenn ich auch jung bin, id hab' vielerlei gesehen in der Welt. Und das hat mich immer am meisten empört: das ganz Schlimme, das Niemand straft. Es sollte gestraft werden!“

Sie stand am Tisch ihm gegenüber. Das Lampenlicht fiel hell auf ihr kühnes Athletengesicht mit der kurzen Oberlippe, die ganze Erscheinung in ihrem herben jugendfräulichen Reiz gleichsam eine Verkörperung der Wahrschaffigkeit und Gerechtigkeit.

Wicelius' Augen tranken dies Bild in sich. Ein Traum, eine Vision schien's ihm. Sein eigenes Ich —

aber mit Engelsflügeln, das menschgewordene Aufbläuen seines Leids, seines Hasses, aber in weichen Himmelsklang. Die richterlichen Frevel, die hatten ihn gemacht zu dem, was er war.

Er trat auf sie zu, riß mit leidenschaftlicher Bewegung ihre Hand an seine Lippen.

„Sie sollen gestraft werden.“

„Aerolitha wich erschrocken zurück.“

„Wie Sie das sagen! Das ist wieder wie vorhin, zum Fürchten.“

„Nein,“ behauptete er. „Sie dürfen mich nicht fürchten! Sie niemals! Ehe ich Ihnen ein Leid thäte, Kind — ehe ich eins dieser Haare verlegte —“

Aber Aerolitha war nicht beruhigt. „Ich weiß manchmal nicht, was ich von Sie denken soll. Einmal scheinen Sie ganz leichsinnig froh, dann wieder so schwer. Und doch haben gerade Sie alles, was die Menschen sich wünschsen.“

„Hab' ich das?“ fragte er bestigt. „Ich will Ihnen mein Leben fagen: eine vergiftete Jugend, ein verdorbenes Mannesalter, eine verlorene Zukunft.“

„Nein, nein, nein,“ schrie sie auf. „Er wehrte mit einer verächtlichen Handbewegung.“

„In der ganzen Kette von Unglück und Schuld, die mein Leben heißt, ist nur ein Lichtblick: Sie, Aerolitha! — eine wahre, echte Empfindung — für Sie, Aerolitha.“

Von Neuem ergriff Wicelius Aerolithas Hand.

„O mein Gott!“ seufzte das Mädchen.

„Sie dürfen mich nicht von sich stoßen! Sie dürfen nicht, hören Sie! Viel Schlimmeres thäten Sie mir damit an, als jenes Mädchen draußen ihrem ehemaligen Freund angehan hat.“

„Aber ich versteh' nicht! Lieber Herr Doktor! Ich versteh' gar nichts.“

„Sie sollen wissen, wie ich bin. Jede Frage will ich Ihnen beantworten, Aerolitha, ehrlich! Aber nicht jekt, während dort die Thüren schlagen, die Gäste kommen, die Gläser klingeln. Was ich zu fagen habe, Sie verstehen, sagt man nur in der Stille, nur dem geliebtesten Menschen allein. Aerolitha! meine Freundin, meine Schwester, darf ich heut' nach der Vorstellung wieder kommen?“

Er hielt ihre beiden Hände, er sah ihr in die Augen.

Sie kämpfte mit einer lähmenden Empfindung, Grauen und Anziehung und einem heißen Verlangen, zu wissen, was ihn quälte.

Die tiefe, weiche Stimme, die sie bis jekt nur lachen und scherzen gehört hatte, bedte in Leidenschaft. Um Aerolitha drehten sich die Wände, die Kühle war ihr zugeschnürt vor Angst und Erbarmen. Hatte sie bejahend den Kopf geneigt?

Er glitt aus der Stube, ehe sie, zur Bildsäule erstarrt, ein Wort fand. Dann, mit einem Laut des Schreckens, fuhr sie auf. Der Spiegel ihr gegenüber zeigte ihr Gesicht, ein völlig verändertes Gesicht, wie ihr schien.

Sie lief in ihre Kammer, tauchte den Kopf in kaltes Wasser, riß an den Haaren, un zu erwachen. Die Empfindung blieb, die Lippen, die weich und bezwingend die ihren preßten, der Schauer, der sie durchriefelte, erstarrte machte beim Fühlen seines Herzeschlagens.

Sie schlug die Hände vor ihr entweihtes Gesicht und schluchzte. Eine rathlose Angst war in ihr. Wiedertommen wollt' er! heut' Abend, in der Einjamkeit, in der Stille zu ihr sprechen, dieser furchtbare Mensch, der immer anders sich gab, als sie erwartete, gegen den all ihr Gerüchtes sich nicht half, zu Strohhalmen ihre besten Waffen wurden, zum Flohendem die Panzer, weil er immer die Seite angriff, die sie nicht gedekt hatte.

„Liebe sie ihn? Nein! Liebe ist vertrauensvoll, froh, stolz. Ihre Empfindung war ein quälendes Schunterjochfühl. Er tödtete den Willen in ihrer Brust, die Vernunft in ihrem Kopf mit seinem Lächeln, seinen Schmeichelworten, seinem Spott. Sie hatte Mitleid, schmerzliches Mitleid mit ihm, und Furcht vor ihm. Wenn er zurückkehrte — was sollte sie fagen, was thun? Ach, sie hatte gut sich etwas vornehmen! — Es kam anders bei ihm, immer anders.“

Mit hellem Klang schlug die kleine Uhr vor dem Spiegel sechs Schläge. Höchste Zeit zum Dienst zu gehen! — Ob sie abfagte, mit diesen wirren Gedanken, diesen zitternden Gliedern? — Nein! es war zu spät. Und die Welt würde sie fest werden am schwankenden Seil, gesund und ruhig.

Sie setzte den Hut auf, fuhr zum Apollotheater, stürzte in die Garderobe, streifte ihr Tricot über. Und hinaus auf die Bühne.

Aber ihre Kniee wankten, vor ihren Augen verschwammen die Dinge, immer noch brannte der Ruß auf ihren Lippen.

Sie kletterte am Seil in die Höhe. Stand er drunten im Zuschauerraum? Nein, sein Platz war leer. Das war gut.

Sie stellte den Stuhl auf das Trapez, er schwankte. Lange dauerte es, bis sie für ihn und sich das Gleichgewicht fand. Nun stand sie droben — nicht so sicher wie sonst. Nun der zweite Stuhl! — Auch der schwankte. Sie mußte es doch wagen. Ein Schwung — der Stuhl glitt unter ihr weg. Ein hundertfacher Schrei.

Im Stürzen sah sie ein Seil, schwang sich mit zwei Griffen zurück zum Trapez. Dort sah sie, sich an Klammern, nach Athem ringend. Der linke Arm, von den stürzenden Stül-

fen geschunden, schmerzte. Unter ihr dröhte sich ein Wirbel schwarzer Wolken. Sie hörte das unruhige Murmeln des Publikums, das auf die Stanznummer wartete. Es trieb sie vorwärts. Aber eine seltsame Schwere hielt sie zurück, eine krankhafte Angst vor den Tauen neben und über ihr, eine Hilflosigkeit, als hätte sie nie im Leben an einem Seil gehangen.

Auf einmal klang durch Wolken und Brausen ihres Vaters klare Stimme an ihr Ohr: „Nichts erzwingen! Kleine.“

Ja, das war das Rechte. Heim, heim! Ehe er kam, heim!

Sie ließ sich hinabgleiten, trat hinter die Gouffien. Die Kollegen umringten sie. Der Direktor redete auf sie ein in Jörn, in Sorge.

„Ich bit' um Entschuldigun,“ sagte sie. „Ich bin krank, schwindlig. Ich kann nicht arbeiten heut'.“

Sie nahm einen Wagen und fuhr heim. Es war erst neun Uhr. Sie hatte Zeit. Was sollte sie thun?

Den unglücklichen Mann anhören? Ihr gefunder Selbsterhaltungstrieb, ihre Freude am Leben wehrten sich verweigert in ihr. Wenn sie ihn anhörte, war sie verloren. Sollte sie Frau Wintermeier bitten, bei ihr zu bleiben? Sie stand schon an der Thür. Lauts Lachen, Gläserklingen, eine brutale Männerstimme schallten ihr entgegen. Frau Wintermeier hatte augenblicklich keine Zeit für sie. Auch war sie weiches Wachs in des Doktors Hand. Nein, bei der war kein Schuß.

Sollte sie sich mit hineinstürzen in das lustige Geläue? Aber es ging zu Ende. Das Brautpaar reiste ab und ließ sie allein, allein mit dem Gefürchteten.

Da fiel ihr ein: Rob. Und schon stand sie vor seiner Thür, klopfte so rasch, als wollte sie sich nicht Zeit lassen zum Ueberlegen.

12.

Als Aerolitha und Frau Wintermeier Rob Werner in seine Kammer und zu Bett gebracht hatten, lehnte er sein Gesicht zur Wand und schlief zehn Stunden. Danach brachten sie ihm zu essen. Er genoss es, schlang es hinunter und schlief weiter. Es war aber nicht bloß Erschöpfung, was ihn immer wieder die Augen schließen ließ. Er mochte die Welt nicht jehen, seit das Schöne, das sie für ihn enthielt, ihm betubelt war.

Er hatte Aerolitha geliebt mit erster, bewundernder Liebe, als er sie zum erstenmal am Trapez sah in ihrer leuchtenden, knabenhaften Anmuth. Die Liebe war gewachsen, als er sie fand am Sterbebett der alten Frau. In den einsamen Stunden auf dem Krankenbett, unter dem Zuspruch Franz Willemann's hatte die Hoffnung sich darum gerant, hatte ihm ein Wiedersehen ausgemalt, ein, wenn er ein zermachter Mann wäre, ihr ein glückliches Los schaffen könnte. Nun hatte er sie wiedergesehen. Sie kam in stolzer Equipage, an der Seite eines glänzenden Gefährten, und las ihm, den Dackhlofen, barmherzig vom Trottoir auf.

Diese Demüthigung machte seine Lippen stumm, seinen Blick finstern. Zedes Gnadenbrod schmeckt bitter, unerträglich ist das Gnadenbrod des geliebtesten Weibes. Und es wird zu Gift, wenn sie gar spendet, was ein verhaßter Nebenbuhler ihr schenkte.

So hatte er sich unter dem Vorwand der Ruhebedürftigkeit in sich selbst zusammengerkert wie ein Ael, hatte es vermieiden, Rede und Antwort zu stehen, geduldet, was er in seiner Schwäche nicht wehren konnte, arimig entschlossen, jeden Bissen Brod zurückzuschlecken. Und sobald er sich schleppen konnte, ging er wieder aus, Arbeit zu suchen.

(Fortsetzung folgt.)

Unter Freundinnen.